



Anstalt des öffentlichen Rechts

POLITIK

KOSTENSTELLE: 122 100

SENDUNG: Freitag, 20. August 1982

21.00 - 21.30 Uhr / B 1

ZEILENZAHL:

AUFNAHME: Montag, 5. August 1982

10.00 - 16.00 Uhr

STUDIO: 5

TITEL: WIE SIE DEN LIEBEN GOTT UMS TÄGLICHE BROT BITTEN
Die Siebenbürger Sachsen und ihr Dialekt

AUTOR: Hans Bergel

RED.: Hans-Ulrich Engel

REGIE: Alexander Malachovsky

PERSONEN: Erzähler:

1. Sprecher: Hans Bergel

2. Sprecher:



Erz.: Würden die Siebenbürger Sachsen den lieben Gott alle zugleich um das Tägliche Brot bitten, so müßte er kopfschüttelnd abwinken und sie auffordern, der Reihe nach vor ihn zu treten. Denn die Vater-unser-Bitte "Unser täglich Brot gib uns heute" erklingt in ihrer Mundart in hundertfacher Abwandlung. Kaum ein zweiter deutscher Volksstamm - sagen die Mundartforscher - kennt, bei aller Einheit, die Uneinheitlichkeit des Idioms, die es bei den Siebenbürger Sachsen gibt. Ihre landschaftliche Siedlungsgruppierung kommt darin hörbar zum Ausdruck. Redet doch der Nordsiebenbürger nach Tonfall und Vokalverteilung anders als der Südsiebenbürger oder der im äußersten Südosten des Hochlands lebende Burzenländer, obwohl sie alle die gleiche Mundart sprechen: das Siebenbürgisch-sächsische. Schon von Ort zu Ort weichen die Mundartschattierungen mitunter so erheblich voneinander ab, daß zwischen den Bewohnern zweier Nachbardörfer oder -gemeinden leicht Schwierigkeiten der Verständigung auftreten können. Es gibt sogar Ortschaften, in deren Ortsteilen das Mundartbild unterschiedlich geprägt ist:

1.Spr.: Dieses unterschiedliche Mundartbild spiegelt sich auch deutlich bei der Bitte um das Tägliche Brot wider. Das hört sich dann ungefähr so an: Der Bistritzer im Norden sagt: "Onser daijlich Brut gäv ons hait". "Äs däjlich Briet gäv es hekt", sagt der Hermannstädter in Südsiebenbürgen, und: "Os dojlich Brut gäv es hetch", sagt schließlich der Rosenauer in der Gegend um Kronstadt im Burzenland.

(1.Spr.) Nun käme der liebe Gott beim Anhören dieser phonetisch unterschiedlich artikulierten Bitte mit der Brotverteilung unter den Siebenbürger Sachsen noch nicht in allzu ernsthafte Schwierigkeiten. Er müßte nur sehr genau hinhören. Aber die Unterschiede im Sprachbild reichen weiter, denn die Blüten im wuchernden Mundartgarten zeigen unvermutete Farben. Heißt nämlich das früher, im vorwiegend bäuerisch bestimmten Siebenbürgen in geradezu barock ausladenden Formen gebackene, in wuchtige Scheiben geschnittene und in gewaltigen Mengen verzehrte Brot im Munde des Hermannstädters "Briet", so spricht der Petersberger vom "Brüt", der Seligstädter im gleichen Siebenbürgen aber vom "Brutch", der Bartholomäer in Kronstadt abgehackt sogar von "Brukt", der Stolzenburger hingegen vom "Bruit", der Großscheuerner vom "Briut" und der Marienburger - man sollte es nicht für möglich halten - vom "Breit", obgleich er doch nur einen Katzensprung entfernt vom Brenndörfer lebt, der "Brat" sagt - und der Wolkendörfer, von den beiden ebenfalls nur wenige Kilometer entfernt, ergänzt den Akkord dieser Vielfalt ein bißchen singend, mit "Briuet". Kein Vokal also, kein Doppelvokal und kein Umlaut, mit dem sie ihr schwer erarbeitetes tägliches Brot nicht liebevoll bedenken - von "Briet" bis "Brat", von "Brüt" bis "Bröt", von "Brutch" bis "Brukt" und "Briuet".

Erz.: Der liebe Gott müßte in der Tat sehr genau hinhören, wollten ihn alle Siebenbürger gleichzeitig um die Gnade des täglichen Brotes bitten. Doch trotz dieser kaum überschaubaren sprachgewordenen Vielgesichtigkeit lassen die im Karpatenbogen lebenden Deutschen niemandem gegenüber auch nur den geringsten Zweifel daran aufkommen, daß sie alle miteinander ein- und dasselbe sind: Siebenbürger Sachsen, und sie sind sich vor allem auch immer dann in der anzuwendenden Mundart einig, wenn es darum geht, ihr Heimatland selbstverständlich als das schönste der Welt zu bezeichnen und zu preisen.

1.Spr.: Würden sie sonst wohl, sooft sie ihr Lied "Af deser Ierd, do es e Lond" anstimmen - "Auf dieser Erd', da ist ein Land" -, trotz all der im übrigen hartnäckig behaupteten lokalen Unterschiedlichkeiten im gleichen Tonfall, in der gleichen Mundartfarbe und mit der gleichen Inbrunst singen? "Af deser Ierd, do es e Lond, si hiesch äs nichen ondert; ech siehnt mich engj no äm zeräck, wä ech de Welt duchwondert" - "Auf dieser Erd', da ist ein Land, so schön ist kein anders; ich sehnt' mich immer nach ihm zurück, als ich die Welt durchwandert'."

MUSIK / LIED VON "AUF DIESER ERD'..." BEGINNEND UNTERLEGEN UND NACH "... DURCHWANDERT" / HOCH BIS ENDE DER ERSTEN STROPHE



Erz.: Über die Bitte um das tägliche Brot hinaus darf freilich kein Unkundiger in die Klangwelt dieser Mundart hineinhören, weil er sich leicht in der Vieltönigkeit verirren könnte. Ähnlich nuancenreich wie das Wort "Brot", klingt nämlich der gesamte Wortbestand der Einzeldialekte im Siebenbürgisch-sächsischen. Unter anderem das Wort "grün", das im wald-, wiesen- und almenreichen Siebenbürgen eine beziehungsreiche Bedeutung besitzt.

1. Spr.: Der Repser sagt: "groan", der Kronstädter "grengj", der Bistritzer "grai", der Hermannstädter "grään" und der Galter "gröan". Und sie müssen es doch alle wissen: der Repser nördlich des mächtigen grünen Geisterwaldes, der Kronstädter im Talkessel unter der steilen buchengrünen Nordwestflanke der Zinne, der Hermannstädter im heiteren Grün der Zibinsebene und der Bistritzer im schwermütigen Dunkelgrün der nordsiebenbürgischen Hügel. "Groan", "grengj", "grai", "grään", "gröan" klingt dieser Dialektakkord in Grün.

Erz.: So reich kann Mundart sein, und in so vielen Tönungen spiegeln sich hier des siebenbürgischen Hochlands grüne Gefilde in der Sprachmusik seiner Deutschen wieder. Dennoch gibt selbst die Vieltönigkeit der Worte "Brot" und "grün" erst eine Ahnung vom Ausdrucksreichtum dieser dort einst in rund dreihundert deutschen Ortschaften dreihundertfach sich zu Wort meldenden Welt. Soviel an Vielfalt in einer Einheit?! wird mancher staunend sagen und nach den Gründen für das eine wie für das andere fragen.



2. Spr.: An Einheitlichkeit - belehren uns die Sprachforscher - sei das Siebenbürgisch-sächsische etwa dem Mecklenburgischen, dem Tirolischen oder dem Schwyzerdütsch vergleichbar, weil alle diese Sprachformen in ungezählte Einzeldialekte aufgegliedert sind. Doch damit hören die Gemeinsamkeiten schon auf, denn das Siebenbürgisch-sächsische stammt weder aus dem Norden Deutschlands, noch aus dem Süden der Alpen oder dem mitteleuropäischen Südwesten. Vielmehr kommt diese, im äußersten europäischen Südosten gesprochene Mundart aus dem äußersten Westen des ehemaligen Deutschen Reichs:

(2.Spr.) aus dem linksrheinischen Raum - den Landschaften, die im Norden ungefähr von Aachen bis hinauf nach Merkstein und im Süden geographisch von Metz begrenzt sind. Hier beim Städtchen Sankt Vith, an den Abhängen der Eifel, finden sich bis heute, die meisten sprachlichen Übereinstimmungen mit dem Siebenbürgisch-sächsischen. Es sind die Landschaften, in denen sich nicht nur der deutsche und der französische, sondern auch der niederdeutsche und der hochdeutsche Sprachraum berühren. Sie alle bildeten früher eine geschlossene sprachliche Einheit, von der sich bis in unsere Tage allerdings nur noch ein Rest erhielt - etwa im heutigen Luxemburg, mit dem sogenannten Mittelfränkischen, wie es vor allem in der Nähe der belgisch-luxemburgisch-französischen Grenze gesprochen wird. Diese Sprachform nahmen dann die Deutschen, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts - man vermutet, hauptsächlich aus den Landstrichen entlang der Mosel - ost- und südostwärts zogen, von hier mit und bewahrten dieses Deutsch über eine bewegte Geschichte von mehr als achthundert Jahren hinweg fast unverändert bis in unser Jahrhundert hinein. Gut über zweitausend Kilometer Luftlinie von den alten Stammessitzen entfernt, von ihnen nicht nur durch politische Grenzen, durch Völker, Gebirge, Ströme, sondern auch durch ein gänzlich anderes historisches Schicksal getrennt, blieb dies barock klingende Deutsch im Munde der Siebenbürger erhalten.

Erz.: "Wahrscheinlich", schrieb ein Historiker über diese Deutschen, die im 13., 14. Jahrhundert von den Ungarn den Namen "Sachsen" erhielten - denn so nannten die Ungarn damals alle Deutschen -, "wahrscheinlich blieb ihnen aus der Zeit ihrer Auswanderung im 12. Jahrhundert nichts so rein erhalten wie die Sprache, die sie mitnahmen, und mit ihr die Treue zu ihrem Volkstum bekundeten." Sie erhielten die Sprache so unverwischt in ihrer Ursprungsform, daß selbst heute noch die Verständigung zwischen einem siebenbürgischen Deutschen und einem Luxemburger mühelos gelingt, sobald sich der Siebenbürger seiner Mundart und der Luxemburger des Luxemburgischen, beide sich also des Moselfränkischen bedienen.

1.Spr.: Das zeigt eindringlich die fast nahtlose Übereinstimmung des in Luxemburg bekanntesten Liedtextes mit deren Übersetzung - die keine sein muß - ins Siebenbürgisch-sächsische. "Wir wollen bleiben, was wir sind", heißt es in dem Lied; im Luxemburgischen klingt das so: "Mir wellen bleiwen wat mir sin", und die Siebenbürger wieder sagen: "Mer wälle bleiwe wat mer sengj."

Erz.: Über die Distanz von fast einem Jahrtausend hinweg reichen sich hier Stammesverwandte im Raum der Sprache die Hand, so als seien sie nicht während großer historischer Epochen voneinander getrennt gewesen, sondern als hätten sie sich erst gestern voneinander verabschiedet.

Von dieser zuweilen verblüffenden Übereinstimmung des Siebenbürgisch-sächsischen mit dem Luxemburgischen berichtet aber auch eine Anekdote:

2.Spr.: Ein junger Siebenbürger, der in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts an der Universität Köln studierte, machte sich eines Tages ins nahe gelegene Luxemburg auf, um sich an Ort und Stelle darüber zu unterrichten, was es mit der gerade damals von den Mundartforschern vieldiskutierten Verwandtschaft zwischen den Deutschen in Siebenbürgen und den Luxemburgern auf sich habe. Er kam in die Stadt Echternach, als dort gerade Markttag war. Bauern und Bäuerinnen aus den umliegenden Dörfern boten Obst und Gemüse feil. Viele Menschen hielten sich zwischen den Verkaufsständen auf, so daß der Student sich ohne Mühe seinen Sprachstudien hingeben konnte. Er brauchte den Menschen ja nur zuzuhören. Und obgleich des Luxemburgischen in keiner Weise mächtig, verstand er zu seiner Verwunderung das meiste von dem, was rings um ihn gesprochen wurde. Da entschloß er sich, die Probe auf's Exempel zu machen. Er bat eine Bäuerin in siebenbürgisch-sächsischer Mundart um einige Äpfel. Während die Bäuerin die Äpfel abwog, unterhielt er sich weiter in der heimatlichen Mundart mit ihr, zahlte dann und wollte gehen. Da fragte ihn die Frau, die seine Sprache als seltsam klingend empfand, ob er denn aus dieser Gegend stamme? Nach kurzem Zögern antwortete der junge Mann: Ja doch, gewiß, das könnte man sagen.

Die Bäuerin betrachtete ihn eine Zeitlang nachdenklich, dann schenkte sie ihm einen Apfel und sagte: "Armer Junge, da warst du aber sehr lange in der Fremde!" Worauf der Siebenbürger lächelnd, und im übrigen der Wahrheit durchaus die Ehre gebend, geantwortet haben soll: "Ach ja, an die achthundert Jahre werden es wohl sein..." Was die gute Frau, wie die Anekdote meldet, sprachlos gemacht haben soll.

- Erz.: Aus dieser Anekdote allerdings den Schluß zu ziehen, den die Mundartforscher jahrzehntelang zunächst zogen: Die Siebenbürger Sachsen stammten allesamt aus Luxemburg, das wäre verfrüht und falsch. Richtig ist hingegen, daß unter den Lothringern, den Moselfranken, den Eiflern und Wallonen, die im 12. Jahrhundert wegen unerträglicher Feudalherrschaft und im Sog des Kreuzzugfiebers aus diesen Landschaften ostwärts treckten, daß sich unter diesen Scharen auch Luxemburger befanden. Und genau bei diesen nun erhielt sich, wie sonst nur noch bei den Siebenbürgern am anderen Winkel Europas, aus dem ehemals ausgedehnten mittelfränkischen Sprachraum, ein melodisch klingendes Wortgut, das heute den weitverzweigten Wurzelstock sowohl des Luxemburgischen als des Siebenbürgisch-sächsischen bildet.
- 2.Spr.: Doch nicht allein im gesprochenen Wort bewahrten diese Menschen das Spracherbe, das sie in die Fremde mitgenommen hatten. Sie bewahrten dieses Erbe auch im gesungenen Wort. So gibt es ein von den singfreudigen Siebenbürger Sachsen häufig angestimmtes Volkslied, von dem die Liedforscher annehmen, daß diese Deutschen es im Mittelalter aus den linksrheinischen Landschaften nach Südosteuropa mitnahmen und dort über achthundert Jahre lang als lebendiges Liedgut erhielten, während es im Auswanderungsgebiet verschwand, - nämlich das Lied mit der herben Melodie vom Wildvöglein, das sich seinen Gesang nicht für Gold abkaufen und sich die Freiheit nicht für klingende Münze nehmen lassen will, wie es in dem uralten Text heißt.

(2.Spr) In der Nähe Kölns erhielten sich Restentsprechungen dieses Liedtextes in einem bis vor kurzem bekannten Volksgedicht. "Behalt dein Gold" heißt der Kern einer der überkommenen Textvarianten des Liedes, "ich will dir nicht mehr singen; ich bin frei, und niemand kann mich zwingen."

1.Spr.: "Beholt dengj Guld, ech wäll der nemi sonjen; ech be fro, und nemest ko mech zwonjen."

MUSIK / LIED VON " - DAS LIED MIT DER HERBEN MELODIE" KURZ HOCH / DANN
UNTER TEXT RASCH AUSBLENDEN

1.Spr.: Mit größerer Sicherheit als bei diesem Lied sind sich die Fachleute bei einer Volksballade, "Der Brautmörder", darin einig, daß sie aus dem Auswanderungsjahrhundert stammt. Und obgleich in Siebenbürgen entstanden, wird in dieser Ballade die Erinnerung an die Heimat jenseits des Rheinstromes so wach, daß die Balladenhandlung in den verlassenen Stammessitzen spielt und schon die erste Zeile den genauen Hinweis auf die linksrheinischen Landschaften enthält. Es heißt da nämlich: "Et froat e Keneng genzt dem Rheingj" - "Es freite ein König jenseits des Rheins." Diese Ballade blieb unbeschadet der Zeitläufe bis in unser Jahrhundert im Volk lebendig und genau in der Sprache, die von den Deutschen Siebenbürgens schon im 12. Jahrhundert gesprochen wurde und die sie heute noch sprechen. Und das ist - zeitlich verglichen - ungefähr so, als wäre unsere Umgang- und Schriftsprache heute die des Nibelungenliedes.

- Erz.: Dichtung bewahrt Sprache, und Sprache wieder bewahrt nicht nur Erinnerung, sondern auch Maßeinheit und Begriff von den Wurzeln der eigenen Wesensart. Wenn über die alte Volksdichtung der Deutschen in Siebenbürgen gesprochen wird, dann wird damit von einer Sprache gesprochen, die noch heute lebt. Sie reicht in gerader Linie nicht nur in vorlutherische Jahrhunderte zurück, sondern sie bewahrt sogar Erinnerungen aus dem 10. Jahrhundert auf.
- 1.Spr.: Der Zeile nämlich: "Bein zu Beine" aus dem zweiten Merseburger Zauberspruch entspricht in einer zu Beginn unseres Jahrhunderts in Dürrbach in Nordsiebenbürgen noch gesprochenen Zauberformel die Zeile: "Boai ze Boai."
- 2.Spr.: Nun liegen die Dinge freilich nicht so einfach, daß man sagen könnte: Alles an dieser Mundart ließe sich vom Mittel- oder Moselfränkischen her bestimmen. Durchaus nicht. Vielmehr finden sich in ihr auch Wortbestände aus dem Bayerischen, dem Schlesi-schen, ja sogar aus dem Friesischen, kurz, aus den Mundarten vieler deutscher Landschaften. Diese nicht wegzuleugnende Tatsache zwang die Mundartforscher zu der Feststellung, daß sich schon den um 1125 ostwärts treckenden Westfranken Menschen aus fast ganz Deutschland anschlossen, und daß überdies spätere Auswandererschübe oder -gruppen auch aus dem Schwäbischen, aus Preußen oder Niedersachsen nach Siebenbürgen strebten. Jeder dieser Auswanderer nahm sein Stück Sprache mit und pfropfte es gleichsam auf dem kräftigen mittelfränkischen Stamm als ein neues Zweiglein auf - dem Baume zu Belebung und Gewinn.

1.Spr.: Wie anders könnten in dieser Mundart Worte leben wie die Begriffe "Ieren" oder "Ären" für Dielenfußboden, wie der gedielte Hausflur heute noch in Südwestdeutschland heißt? Wenn der Siebenbürger von den "Krumpiren" spricht und damit die Kartoffeln meint, dann hat er sich vom schwäbischen "Krumpire" bereichern lassen. Doch ans Schwäbische erinnert auch das Wort "Gebihn" für Zimmerdecke, denn "Bühne" nennen viele Schwaben wohl nicht die Decke, aber das, was unmittelbar darüber liegt: den Dachboden, und beide Worte haben die gleiche Herkunft. Daß Bayern sprachlich im Siebenbürgischen nachhaltig mitgemischt haben müssen, bezeugt schon die nordsiebenbürgische Ortschaft mit dem Namen "Baierdorf" oder der Name der Hauptstraße einer der ehemals schönsten deutschen Städte im Hochland: Die "Baiergasse" in Schäßburg, und dies ungeachtet des Umstands, daß der Name "Schäßburg" selber, wie mancher andere, als Ortsname aus dem Linksrheinischen kommt, wo es ihn heute noch gibt. Wenn aber im sogenannten Gemeinbayerischen vereinzelt das "P" für "W" bei der Verbindung s-w oder z-w - wie etwa in "zwanzig" oder "Schwein" - zu lustigen Lautfolgen führt, so auch - ebenso vereinzelt - im Siebenbürgisch-sächsischen; heißt es im Hochdeutschen: "Zweiundzwanzig schwarz gesprenkelte Schweinchen", so klingt es aus dem Gemeinbayerischen übernommen, in einigen Ortschaften Siebenbürgens: "Zpienenzpinzich schpuerz geschpränkelt Schpäenjtscher" - weiß Gott eine Mundartkapriole, für die den Bayern dankbar zu sein die Siebenbürger Anlaß haben.

(1.Spr.) Ihr Dank gebührt jedoch auch den Rheinländern, denn wie würden sie - von jeher große Esser vor dem Herrn - die vielgeliebten "Greiwen" oder Gräven" nennen - das sind die Grieben -, hätten sie's nicht von Rheinländern gelernt, die "Grewen" sagen? Von hier haben sie auch das Wort "Mäsch" für Sperling, denn "Mösche" heißt der Vogel beim Rheinländer, was dieser wieder freilich vom Franzosen lernte. Und der hat's, wie könnte es anders sein, vom Lateiner. Durch ganz Europa also wanderte dies Wörtchen, bis es bei den Siebenbürger Sachsen ankam. Doch geht diese Wortwanderung aber noch viel weiter: Daß die gradgewachsene Pappel, zur Herstellung von Schiffsmasten vorzüglich geeignet, auf dem meerumrauschten Friesland verschiedentlich auch "Schiffbaum" heißt, leuchtet jedem ein. Daß aber die gleiche Pappel in einigen Ortschaften des rundum von hohen Gebirgszügen umstandenen Siebenbürgen ebenfalls "Schiffbaum" genannt wird, nämlich "Schäffbum", ist mehr als verwunderlich. Das Wort kann wohl nur mit Friesen nach Siebenbürgen gekommen sein. Und wenn schließlich der Siebenbürger von einem "uermen Braissler" spricht und dabei an einen armen, bedauernswerten Teufel denkt, so meint er mit dem "uermen Braissler" - freilich ohne es heute noch zu wissen - den "armen Preußen", nämlich die preußischen Soldaten, die zur Zeit Maria Theresias in nicht geringer Zahl als Kriegsgefangene nach Siebenbürgen gebracht worden waren, wo es ihnen - wie die Chroniken berichten - so gut gefiel, daß sie gleich dabliefen und zu Siebenbürgern wurden.

(1.Spr.) Und sicherlich übernahmen sie spätestens in der zweiten Generation, ebenso wie Kärntner, Landler und Steiermärker, die ungefähr zur gleichen Zeit in großen Scharen hierher kamen, das breite siebenbürgische "l", über das ein Mundartforscher sagte: "De Vugel erkännt em u senjen Fädern, den Siweberjer Sachsen u senjem däcken l" - "Den Vogel erkennt man an seinen Federn, den Siebenbürger Sachsen an seinem dicken l." erinnert uns dies breite l aber nicht auch an die Baltendeutschen?

Erz.: Diese Beispiele ließen sich fortsetzen. Aber es ist nachgewiesen worden, daß Jahrhundert für Jahrhundert aus allen Teilen Deutschlands Menschen und mit ihnen Worte und Redewendungen ins südöstliche Hochland kamen. Dies alles gehört also zur Urheimat der Siebenbürger Sachsen, Schritt für Schritt - oder Wort um Wort - wiedererkennbar im Bild ihrer Mundart.

1.Spr.: Freilich gibt es in der Sprache der Siebenbürger auch die Abstecher ins Abgründige, deren Weg nicht mehr feststellbar ist. Der "Golem" heißt in einigen Gegenden Siebenbürgens der geheimnisvolle Lebenshauch aller Kreatur. Wer denkt da nicht an die durch Zauber zum Leben erweckte menschliche Tonfigur der jüdischen Sage, die in Gustav Meyrinks Roman "Der Golem" mit der gleichnamigen Geistergestalt im alten Prag spukte? Und weil gerade von Literatur die Rede ist: In Kleists berühmter "Anecdote aus dem letzten preußischen Kriege" sprengt der Reiter, mit dem Ruf "Teremtetem" am Wirt vorbei aus dem Dorf.

(1.Spr.) Und spätestens an dieser Stelle wird ein Siebenbürger, der die Anekdote liest, die Ohren spitzen. Denn genau das, was der Kerl da ruft, ist er selber - nämlich ein "Tärämtätä", wie die Siebenbürger Sachsen, ans Ungarische sich anlehnend, einen Teufelskerl wie diesen preußischen Reiter nennen: ein Draufgänger, ein Tausendsassa. "Hié es e richtig Tärämtätä" - "Er ist ein rechter Tausendsassa", sagen sie also gewissermaßen frei mit Kleist, wie sie, frei mit Meyrink, sagen: "Der Golem es em ausgegongen" - "Der Lebenshauch ist ihm ausgegongen", wenn sie von gerade Verstorbenen sprechen.

Erz.: Freilich tröpfelten auch aus dem vielnationalen Umfeld, in dem diese Deutschen im Südosten jahrhundertlang lebten, Spuren in ihre Mundart. Ungarisches und Rumänisches vor allem sickerte ein, und manches Wort wurde nach und nach als Dialektwort empfunden.

1.Spr.: Zunächst muß da - das aus dem ungarischen "Pulisko" kommende "Palokes", "Paleoks" oder "Paleks" genannt sein - hochdeutsch, wenn man will: "Palukes", der Name für den unnachahmlichen Brei aus grobkörnigem, in Salzwasser gekochtem Maismehl, der zu Siebenbürgen gehört wie die Karpaten. "Wo Mensch und Tier Palukes würgen, ist meine Heimat, Siebenbürgen", reimte ahnungslos einst ein Siebenbürger Sachse, der dies Duft- und Gaumenwunder, mit kalter Kuhmilch, zerlassenen Käse oder Sauerrahm und Topfen heiß zu verzehren, nicht kannte. Und die "Klootsch", der wunderbare weiche Striezel, ohne den ein gut gedeckter siebenbürgischer Kaffeetisch undenkbar ist, kommt ebenso aus dem Ungarischen.

(1.Spr.) Weiß einer, der diese Mundart nicht kennt, was seinem Gaumen entgeht, bleibt ihm gar das Hähnchen-"Paprikasch" unbekannt? Sie guckten ihren siebenbürgischen Nachbarn tief in die Töpfe, diese Deutschen, und das ohne Zweifel zur Bereicherung ihrer Küche. Doch auch das liebenswerte Wort "Paputschker" für hübsche Mädchenschuhe entlehnten sie dem Ungarischen. Und ohne den "Bika", der zunächst der Stier, aber auch ein jähzorniger Mensch sein kann, ohne den "Kockesch", wie ein Hahn, aber ebenso ein gockelhafter Hitzkopf genannt wird, kommt das Siebenbürgisch-sächsische längst nicht mehr aus. Alle diese Worte stammen aus dem Ungarischen.

Und viele stammen auch aus dem Rumänischen. Wie die Deutschen im Hochland mit den Worten umgehen, die ihnen zuflossen, das verdeutlicht Hermann Oberth. Der Vater der Weltraumfahrt erklärte vor einigen Jahren einer größeren Zuhörerschaft von Landsleuten auf eigenwillig anschauliche Art, warum in Jules Verne's bemannter Kanonenkugel kein Mensch den Flug zum Mond überleben würde. Oberth behalf sich bei seiner Erklärung mit dem Wort "Platschinten", und wurde prompt verstanden. "Platschinten" heißt zu deutsch "Pastete" oder "Strudel", ein Begriff, den kein Siebenbürger Sachse jemals anders als mit dem landeseigenen Wort bezeichnen würde, und das ist bei allen drei siebenbürgischen Völkern das gleiche:



(1.Spr.) "Polotschinto" sagt der Ungar, "Plăcintă" der Rumäne und "Platschinten" der Sachse. Selbstverständlich mit dem breiten "l" klang das in Oberths Munde so:

ZUSPIELUNG / OBERTH-PASSAGE EINSCHLIESSLICH APPLAUS BIS ZUM SCHLUSS

Erz.: Hochsprachen leben aus ihren Mundarten. Sie empfangen von ihnen lebendigen Hauch und Frische, saugen aus ihnen Wärme, Erdnähe, Kraft und Gradlinigkeit. Soll eine Hochsprache nicht Schaden nehmen, werden ihre Mundarten lebendig bleiben müssen. Jede Mundart ist nicht nur Bereicherung der Persönlichkeit dessen, der sie spricht, sie ist eine zusätzliche geistige Dimension der Kultur, der einer angehört. Der deutschen Sprache ging und geht in unseren Epochen viel verloren. Ins Siebenbürgisch-sächsische bricht wegen der politischen Verhältnisse in Rumänien in beängstigendem Maße das Rumänische ein. So wie die Mundart der Baltendeutschen durch deren Umsiedlung 1940 ins Deutsche Reich allmählich verklingt, ist das Siebenbürgisch-sächsische in mehrfacher Hinsicht gefährdet.

Wenn heute die Siebenbürger Sachsen in ihren Einzeldialekten den lieben Gott ums Tägliche Brot bitten, so geschieht das bei weitem nicht mehr in der Vielfalt der Klangfarben wie noch um die Jahrhundertmitte. Die Fülligkeit des Mundartakkords verarmte. Auch sie blieb auf der Strecke der politischen Gewalttaten unserer Ära. Und ihr Verlust trifft die gesamte Kultur der Deutschen.

i k g s